

dem Vater nach dem Neubaue des Hauses behilflich war; auch trat er schon früh mit den in Frankfurt lebenden Malern in Folge der Aufträge, welche der Rath Goethe ihnen ertheilte, in anregenden Verkehr; durfte er doch selbst Vorschläge zu neuen Bildern machen und von einer Reihe von 12 Bildern, die er sich in seinem jungen Kopfe erbacht und in einem von ihm verfaßten umständlichen Aufsatze beschrieben hatte, wurden sogar einige von frankfurter Malern ausgeführt. Ob dies jedoch schon damals oder zu Anfange der sechziger Jahre geschah, wo Goethe die Geschichte Joseph's zu behandeln dachte, ist zweifelhaft. Damit es nun dem Knaben Goethe nach allen Richtungen hin, in denen sich später sein Geist bewegte, nicht an Anregung fehlen sollte, besaß der Vater auch eine Naturaliensammlung, die zwar sehr dürftig und lückenhaft gewesen sein mag, aber doch hinreichte, um Goethe's Wißbegier zu reizen und zu seinen später lebhafter betriebenen Naturstudien vielleicht den ersten Keim zu legen.

Die ansehnliche Bücherei des Vaters gab dann auch Vieles her, was die Wißbegierde und die Einbildungskraft des Knaben in Bewegung setzte: Tasso's „Befreites Jerusalem,“ des Vaters Lieblingsdichtung, in Koppen's Uebersetzung, Homer, Virgil, Ovid's Metamorphosen, der erstere in einer Prosaübersetzung, Fenelon's Telemach, Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg, Anson's Reise um die Welt, die Gottfried'sche Chronik mit den Merian'schen Kupfern u. s. w., von teutschen Dichtern Gantig, Brodes, Drollinger, Haller, Hagedorn, Gellert, Cramer. Von der inzwischen durch Klopstock eingeführten reimlosen Dichtkunst war der Vater kein Freund und Klopstock's Messias, von der bis zum Jahre 1755 die ersten zehn Gesänge erschienen, gelangte nur auf Schleichwegen in die Hände der beiden Geschwister, denen dieselbe wie damals so Vielen in Teutschland eine Art Erbauungsbuch wurde. Aus Klopstock's Messias, aus welcher der Knabe oft wie wüthend zu declamiren pflegte, was einmal eine von ihm selbst in „Wahrheit und Dichtung“ ergötzlich geschilderte komische Scene herbeiführte, aus Luther's Bibelübersetzung, aus alten Chroniken und alten Volksgefängen, mündlich oder durch fliegende Blätter fortgepflanzt, schöpfte Goethe sein Teutsch. Dies war das Material, mit welchem er später so große Dinge ausrichtete und aus dem er mit schöpferischer Kraft, man möchte sagen, eine ganz neue Sprachwelt gestalten sollte. Dabei verschmähte aber Goethe auch nicht „von dem Studium der correcten und disciplinirten teutschen Dichtkunst“ seine Vortheile zu sehen.

Für die Entwicklung eines dichterischen Talentos boten dann auch die alte Reichsstadt Frankfurt, die damals ein noch weit mittelalterlicheres Ansehen hatte als heututage, und ihre Umgebungen manche besondere Vorzüge. Der „Römer“ mit seinen Erinnerungen an die alte glorreiche Kaiserzeit, der Dom, die Mainbrücke, manche alterthümliche Gasse, darunter die geheimnißvolle enge Judengasse, die dazumal noch allabendlich abgesperrt wurde und in deren feuchten Moder der Knabe Goethe

niemals ohne einen gewissen Schauer hineinblicken konnte, die seitdem gefallenen Umfassungsmauern mit ihren Thürmen und Thoren, von welchen letztern noch das eschenheimer Thor als malerischer Rest übriggeblieben ist, mögen die Phantasie des Knaben schon früh angeregt und mit jenen Vorstellungen befruchtet haben, wie er sie zur Ausführung einer Dichtung wie „Götz von Berlichingen“ bedurfte und wie sie auch aus manchen Partien seines „Faust“ hervorblickten. Andererseits hat die Gegend Frankfurts einen durchaus heitern, muntern und anmuthigen Charakter, gleichweit von dem Beengenden eigentlicher Berglandschaften wie von dem Verflachten weitgedehnter Sandgegenden. Der Taunus liegt nicht als drückende Last auf der Stadt, sondern zieht sich als malerische, in ihrer Form entfernt an die sabiner Gebirge erinnernde Berggruppe in genügender Entfernung von der Stadt hin, um den Horizont im Norden gefällig abzuschließen und dem Auge einen Ruhepunkt zu gewähren. Auch in der nächsten Nähe der Stadt fehlt es längs der Ufer des Mains nicht an Höhepunkten, welche hübsche Ausichten zum Theil auch auf die Stadt selbst und die dahinter hervorragenden Höhen des Taunus gewähren. Bewohnt ist die Stadt von einem Menschenschlage, in dem sich auch jetzt noch nicht eine gewisse altteutsche Tüchtigkeit gänzlich verloren hat; er ist vielleicht etwas altväterisch, steif und wenig schwunghaft, aber einfach, offen, unaffected, wenig bekümmert um das Thun und Treiben des Nächsten und zu suffisanter, Alles zerlegenden Kritik wenig geneigt. Die jüngern Frauen sind nicht ohne einige natürliche Anmuth und Schalkhaftigkeit, während sich die Männer, namentlich in den untern Ständen, mehr zu einer gewissen Verbtheit hineigen, die besonders bei der Bevölkerung der Vorstadt Sachsenhausen einen fast berückigten Grad erreicht und zuweilen Reibungen und komische Scenen veranlaßt, an denen Goethe sein Vergnügen haben mochte. Bei allem Atticismus, in den er sich an der Hand hellenischer Kunst und Dichtung allmählig hineinempfang, hat ja auch Goethe als echt frankfurter Kind diese reichstädtische trotzige Verbtheit nie ganz von sich abgestreift und in ihr ist vielleicht der Grund zu suchen, daß er kein hofmännischer Dichter und selbst als Minister nie ein Hofmann im gewöhnlichen Sinne des Worts geworden ist. Dann aber boten auch wieder Frankfurts Messen, die damals von noch größerer Bedeutung waren als jetzt, dem Knaben Gelegenheit genug, seinen Blick von dem etwas beschränkten und krämerhaften Leben der Frankfurter hinweg auf das Ganze und Große des Weltverkehrs zu richten; oder wie er selbst sagt: „es bildete sich die Vorstellung von dem, was die Erde Alles hervorbringt, was sie bedarf und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln.“ Die Schaubuden und Messsehenswürdigkeiten zauberten eine eigenthümliche bunte Welt vor seine Augen, die er dann in seinem „Jahrmart von Plundersweilern“ in so höchst ergötzlichen Bildern veranschaulichte und namentlich auf den Messen versorgte er sich mit den vielen schönen Volksbüchern, welche ihm zu spätern Dichtungen theils Stoff

theils Anregung gaben: Faust, der ewige Jude u. s. w. Zudem verwandte ihn der Vater frühzeitig zu kleinen Geschäftsgängen bei Handwerkern und Handelsleuten, so daß er das Leben schon früh auch von seiner praktischen und gewerblichen Seite kennen lernte und Gelegenheit hatte, in das Innere der Familien Blicke zu thun, die freilich nicht immer erfreulicher Art waren. Hier traten ihm auch die Schattenseiten einer vorzugsweise auf den Handelsverkehr angewiesenen Stadt: egoistische, krämerhafte Berechnung, Neigung, den Nebenmenschen zu über-vorthellen oder gar aus seinem Mißgeschick für sich Gewinn zu ziehen, Ostentation und Genußsucht bei moralischer Verkommenheit und öfters selbst gänzliche Entfittlichung in nur zu frühen Jahren an mannichfachen Beispielen entgegen.

Ein Glück kann man es ferner nennen, daß seine schönsten Knabenjahre in die Zeit des siebenjährigen Krieges fielen, wo der große Friedrich in Sieg und Niederlage bewies, was Genie, Thatkraft und aufs Aeußerste entschlossene Willenskraft selbst gegen den Andrang einer Welt auszurichten vermögen und wo sich an seinen unsterblichen Thaten und den oft an das Unglaubliche grenzenden Katastrophen dieses wunderbaren Krieges der Nationalgeist der Deutschen und damit auch die Nationalliteratur, freilich sehr im Widerspruche mit dem französischen Geschmacke des großen Heerführers, hob und kräftigte. Von einer politischen Sympathie konnte bei dem Knaben natürlich nicht die Rede sein, eher lassen sich seine Antipathien gegen alles bloß politische Treiben auf die Jugenderfahrungen zurückführen, die er bei dieser Gelegenheit innerhalb der Tector-Goethe'schen Familie selbst machte. Denn ihm, dem lebhaft beobachtenden Knaben, entging die Spaltung nicht, welche die durch diesen Krieg herbeigeführte Theilung des deutschen Volkes in österreichisch und preussisch Gesinnte in den Kreisen dieser Familie selbst anrichtete und was er selbst nicht sah, das wird ihm durch gleichzeitige oder spätere mündliche Mittheilungen und Berichte näher ins Bewußtsein gerückt worden sein. Der alte Schultheiß Tector hatte über Franz I. den Krönungshimmel getragen und von Maria Theresia eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildnisse erhalten, er war daher mit einigen Schwieger söhnen und Töchtern gut kaiserlich; Goethe's Vater dagegen hatte von Karl VII., dem Gegenkaiser, seinen Rathstitel erhalten und er war schon darum Preussisch und anti-österreichisch gesinnt. Die Spaltung ging so weit, daß auch die gewöhnlichen sonntäglichen Familiensammlungen gestört wurden, daß dem Sohne die sonst vergnügtesten Stunden der Woche am sonntäglichen Familientische der Großältern, indem dort sein Lieblingsheld nur geschmäht und verkleinert wurde, zu den peinlichsten zu gehören anfangen und daß der Rath Goethe sich schließlich ganz aus dieser Gesellschaft zurückzog. Dieser Umstand allein schon befestigte, wenn auch erst in späterer Zeit, bei Goethe die Ueberzeugung, daß bei solchen politischen Parteifragen das persönliche Interesse meist ein sehr entscheidendes Motiv bildet. Begreiflicherweise folgte der Knabe der Fahne seines Vaters, wenn

auch nicht aus bloßer blinder Unterwerfung unter das väterliche Beispiel. Die große Persönlichkeit des Preussenkönigs imponirte ihm, wie noch in spätern Jahren die große Persönlichkeit Napoleon's, obschon der Eindruck, den die gewaltigen Thaten eines deutschen Königs und Heerführers auf einen deutschen Knaben machen, erklärlicher und gerechtfertigter erscheint als die Bewunderung für einen ausländischen Gewaltherrscher bei dem Manne, dem gereiften Goethe, der sicherlich bei der Abschätzung eines Kriegshelden noch einen andern Maßstab hätte in Anwendung bringen sollen als die Rücksicht auf das bloße Genie, die „Persönlichkeit.“ Aber bei dem Knaben Goethe war die Begeisterung für den großen Fritz ohne Zweifel sehr wohl begründet. Gewaltige Thaten, Beweise mächtiger Genialität und Charakterstärke haben vorzugsweise das Anrecht, von der Jugend angefaßt zu werden. „Ich war auch preussisch oder,“ sagt Goethe selbst, „um richtiger zu reden, Preussisch gesinnt. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei.“

Des Vaters Hinneigung zu dem preussischen Interesse wurde auf eine harte Probe gestellt und bedrohte die Familie sogar mit einer nicht unbedenklichen Katastrophe, als die Franzosen am 2. Jan. 1759 gegen alle Verträge von der Reichsstadt Besitz ergriffen und der Graf Thorane im Goethe'schen Hause einquartiert wurde. Es war dies der sogenannte Königsleutenant, dessen Amt es war, die Streitigkeiten, Handel und Schuldsachen zwischen Bürgern und Militärpersonen in Ordnung zu bringen, während dadurch freilich ebenso sehr zum Schrecken des Vaters als zur Belustigung des Sohnes die bisher im Goethe'schen Hause herrschende Ordnung nicht wenig gestört wurde. Obschon der Graf zu den sich damals unter den Franzosen häufiger als unter den andern Nationen findenden lebenswürdigen Gelehrten gehörte, die sich gegen Jedermann artig und zuvorkommend, gegen die Frauen stets galant und ritterlich benahmen und obschon er mit größtem Takte Alles that, um seine gezwungene Anwesenheit im Goethe'schen Hause dem Hausherrn möglichst wenig lästig zu machen, so ließ doch der Rath Goethe die Abneigung, die er gegen die fremden unwillkommenen Gäste überhaupt empfand, auch den Grafen fühlen, von dem er sich in fortwauernder, fast beleidigender Entfernung und Zurückgezogenheit hielt. Nach dem Siege, welchen die Franzosen im Frühlinge 1759 bei Bergen in unmittelbarer Nähe der Stadt Frankfurt über die alliirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig erfochten, machte sich der Unmuth und der Franzosenhaß des Rathes Goethe gegen den Grafen in einer so verb deutschen Weise Luft, daß seine Freiheit und vielleicht selbst sein Leben ernstlich bedroht waren, indem Thorane in der ersten Aufwallung des Zornes entschlossen war, an dem Rathe einen in die Augen fallenden Strafact zu vollziehen, um die franzosenfeindlichen Frankfurter dadurch einzuschüchtern. Nur mit Mühe wurde die drohende Gefahr von dem Haupte des deutschen Mannes abgewendet. Der Graf blieb dann noch zwei

Jahre im Goethe'schen Hause, ohne daß, wie es scheint, der Friede des Hauses weiter in irgend ernstlicher Weise gestört worden wäre.

Zu einem großen Theile verdankt man dies wol der Zuneigung, welche der Franzose zu dem anmuthigen, lebendigen und gefälligen Sohne des Rathes gefaßt hatte. Denn eben in dem Grade, wie sich der Vater von dem französischen Grafen zurückzog, schloß sich dieser dem letztern an und während der Vater dem aus der Schlacht von Bergen heil und gesund rückkehrenden Königslieutenant offen ins Gesicht sagte, daß er die Franzosen „zum Teufel“ wünsche, sprang ihm der junge Johann Wolfgang in Gesellschaft seiner Schwester freudig entgegen und küßte ihm unter Aeußerungen der Freude und Zärtlichkeit die Hand. Die Urbanität und Eleganz, welche Thorane und manche seiner Landleute im Umgange entwickelten, waren grade Eigenschaften, die der junge Goethe bei den ehrlichen Reichsbürgern nur zu sehr vermiste und daher für ihn nur um so anziehender. Rationale Vorurtheile konnten selbst bei dem gereiften Goethe gegen die angenehmen Eindrücke einer wohlgebildeten Individualität nicht Stich halten, wie viel weniger bei dem Knaben! Er war nun nicht mehr „Frisch“, sondern Thoranisch gesinnt. Der Graf ließ ihn an den Zusammenkünften mit seinen Landleuten, an mancherlei Gesprächen und Erzählungen theilnehmen, die vielleicht nicht grade seine sittlichen Anschauungen vom Leben, aber um so mehr seine Menschenkenntniß, sein Talent für geselligen Umgang und namentlich auch seine Fertigkeit im Französischsprechen, wahrscheinlich auch seine Kenntniß der französischen Literatur wesentlich förderten. Da der Graf auch bei den in Frankfurt und dessen Nähe lebenden Malern, namentlich auch bei dem darmstädtischen Hofmaler Seefas Bilder bestellte, mit denen er die Wohnung seines ältern Bruders in ihrem Geburtsorte Grasse in der Provence zu zieren gedachte, so hatte der junge Goethe Gelegenheit, in noch fruchtbringenderer Weise als bisher seinen Sinn für Farben und Formen und für die Kunst überhaupt zu üben und zu bilden. Nicht nur wurde Wolfgang's Arbeitszimmer (ein Nasarbenzimmer) in ein förmliches Atelier verwandelt, sondern da er die von dem Grafen Thorane beschäftigten Maler von früh auf gekannt hatte, durfte er auch häufig bei den Berathschlagungen und Entwürfen gegenwärtig sein; und da der aufgeweckte Knabe instinctmäßig nicht selten das Richtige traf und sinnreiche Einfälle hatte, so wurde wol auch seine Meinung gehört und beachtet.

Wolfgang's Studien in französischer Sprache und französischer Sitte sollten übrigens nicht auf den Umgang mit dem Grafen Thorane beschränkt bleiben, sondern noch auf einem andern für den jungen Goethe weit anziehendern Terrain Wurzel fassen. Wie die Franzosen nicht wol irgendwo auch nur für einige Zeit ohne ein Theater leben können, so hatte es auch die Theaterlust der französischen Occupationstruppen einem Schauspielunternehmer möglich gemacht, in Frankfurt ein französisches Theater aufzuschlagen. Die Lust an theatralischen Vorstellungen war schon früh in dem Knaben erwacht, zunächst in

Folge des von ihm so reizend beschriebenen Puppenspiels, welches ihm seine Großmutter zum Weihnachtsfeste 1753 geschenkt hatte⁸⁾ und welches der Knabe bei festlichen Gelegenheiten immer wieder hervorholen durfte, um theatralische Vorstellungen zu geben, wobei die Geschwister nicht selten für die vorhandenen Puppen neue Stücke anzufertigen suchten. Später thaten die Kinder einen weitem Schritt, sie agirten selbst und zuweilen sogar in teutschen Dramen, die damals für classisch galten. Solche Kinderdarstellungen scheinen damals in verschiedenen Patricierhäusern beliebt geworden zu sein; so wurde z. B. im Hause des Schöffs von Denschlager einmal Elias Schlegel's Trauerspiel „Canut“ aufgeführt, in welchem Wolfgang die Hauptrolle, die des Königs gab. Welch ein Glück für den Knaben, als nun die französische „Civilisation“ ihren gewöhnlichen Vorposten, ein Theater, in Frankfurt aufstellte und Wolfgang zu diesen Darstellungen eine Eintrittskarte von seinem Großvater Lertor erhielt. Zwar war dies Theatertreiben dem Vater, welcher von den sittlichen Einflüssen der Bühne die übelsten Begriffe hatte, gar nicht sehr angenehm; aber er gab dem Willen der Frau Rath nach, die bis in ihr spätes Alter eine glühende Verehrerin des Theaters war, ja er machte später zu Wolfgang's Besuchen der französischen Theater Vorstellungen ein viel freundlicheres Gesicht, als er wahrnahm, daß sein Sohn dabei überraschende Fortschritte im Französischen machte. Diese Fortschritte verdankte Wolfgang namentlich seinem vertrauten Umgange mit einem der französischen Schauspielertruppe angehörigen muntern Knaben, den Goethe selbst Verones nennt. Begreiflicherweise lernte er von einem Altersgenossen, der den ganzen Leichtsin, die ganze Prahlucht und die ganze Plauderhaftigkeit seiner Nation besaß, das Französische viel rascher als von ältern und ernstern Männern, die doch meist über Angelegenheiten sprachen, für welche sich der Knabe nur sehr wenig interessirte. Einem geistreichen Knaben wie Wolfgang mußte natürlich der Umgang mit dem zwar sehr oberflächlich gebildeten, aber lebendigen und gewandten Franzosenknaben bei weitem besser behagen als der Umgang mit den mehr schwerfälligen, derben, selbst rohen frankfurter Bürgerkindern. Beide trieben sich viel auch außerhalb des Theaters herum und verübten manche übrigens harmlose Schelmenstreiche und theatralische Possen, zu denen auch die Ausgleichung einer „Ehrensache“ durch ein Duell gehörte, bei welchem sich die beiden Knaben ihrer kleinen Kinderdegen bedienten und die Renommisterei des jungen Franzosen aufs Ergößlichste zu Tage trat. Freilich lernte er bei diesem Umgange nur allzu früh auch jene Welt „hinter den Coulißen“ kennen, deren Leichtsin nur dem in und mit ihr Aufgewachsenen weniger gefährlich ist. Er hatte durch den jungen Verones ungeförten Eintritt in das allgemeine Ankleidezimmer, wo es nicht immer sehr decent herging, „da sich,“ nach Goethe's Worten,

8) Es war dies der Großmutter letztes Weihnachtsgeschenk; denn sie starb bereits im Frühlinge 1754 in dem hohen Alter von 86 Jahren.